

Der Urwalddoktor mit der Wunderschublade

Doktor Werner Stöcklin kennen viele Riehenerinnen und Riehener als den Kinderarzt mit dem exotischen Sprechzimmer. Er war aber auch Tropenmediziner und Maler.

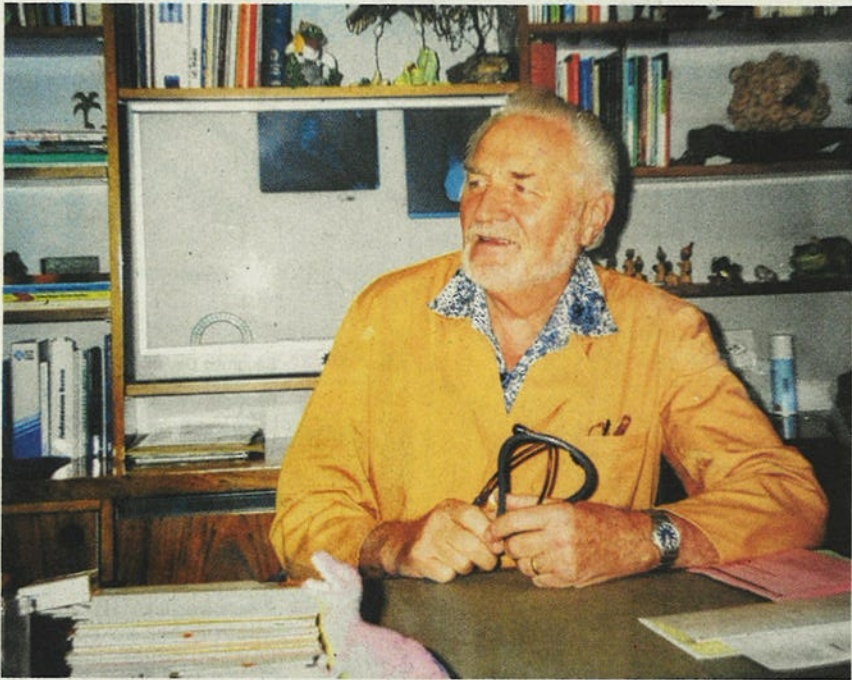
MICHEL SCHULTHEISS

Skurrile Fratzen starrten mich von allen Seiten an. Geschnitzte Holzfiguren, Masken und Muschelmännchen und sogar ein Stuhl mit einer Krokodilsschnauze bevölkerten das Sprechzimmer. Im Röntgensaal und auf der Toilette lauerten monströse Stoffspinnen. Der Gang in die Praxis von Doktor Stöcklin war somit mehr als nur ein Arztbesuch: In meinen Kinderaugen waren all die Figuren keine tote Materie, sondern quicklebendig. Mit einer Mischung aus Angst und Neugier betrat ich jeweils das Sprechzimmer, das mir wie ein Dschungel vorkam. Mittendrin war der grosse bärtige Mann mit dem orangen Kittel eine nicht minder respektinflussende Erscheinung. Wie bei einem Besuch des «Santiglaus» zahlte sich die Überwindung aber aus: Als Belohnung für das Abenteuer winkte der Griff in die Schublade. Die Assistentin Olinda Gorsy sorgte stets dafür, dass ich ein paar Sugus und Plastikautos mitnehmen konnte. Nach einer Blutprobe erhöhte sich jeweils die Anzahl der «Bhaltis».



Fasziniert von der «farbenprächtigen Steinzeitkultur»: Bei seinem zweiten Neuguinea-Aufenthalt 1969/70 zog es Stöcklin zu den Abelam.

Wohl eine ganze Riehener Generation kann sich gut an Erlebnisse dieser Art zurückbesinnen. Immer wieder bekommt man solche Anekdoten von ehemaligen Patienten zu hören, selbst in einer Facebook-Gruppe werden Erinnerungen an diese Zeiten ausgetauscht. Der Kinderarzt, Tropenmediziner und Ethnologe



Im Sprechzimmer des Tropendoktors: Werner Stöcklin führte seine Praxis von 1973 bis 2001 an der Rössligasse.

Werner Stöcklin (1932–2012) wurde im Laufe der Jahre in Riehen zu einer Legende. Seine Praxis, die er während 28 Jahren an der Rössligasse führte, veranschaulichte gut seine vielseitigen Interessen: Der insgesamt vierjährige Arbeitseinsatz in Papua-Neuguinea, sein Faible für Tiere und Kunsthandwerk hinterliessen dort ihre Spuren.

Vielseitiger Wissensdurst

Schon von Kindesbeinen an war Werner Stöcklin voller Wissensdurst: Als Sohn einer Landarztfamilie wuchs er in Neftenbach auf, einer kleinen Gemeinde im Tösstal. Seine erste «Forschungsarbeit» drehte sich um Elstern, die er dort gezähmt und beobachtet hatte. Einige Jahre später wollte er seine verschiedensten Interessen unter einen Hut bringen. Daher studierte er sowohl Medizin als auch Ethnologie und Zoologie – eine Kombination, die wohl mit dem heutigen Kreditpunktesystem schwer zu bewältigen wäre. Als Studienort kam für ihn nur Basel infrage: Die Heimatstadt seiner Familie mit dem Zolli, dem Tropeninstitut und dem Völkerkunde-Museum deckte seine Interessen am besten ab. An der Uni lernte er auch seine Frau Theres Frey kennen. Sie erinnert sich an die Affinität ihres verstorbenen Mannes für Naturvölker: «Er wollte immer ins Urwaldspital von Albert Schweitzer», berichtet sie.

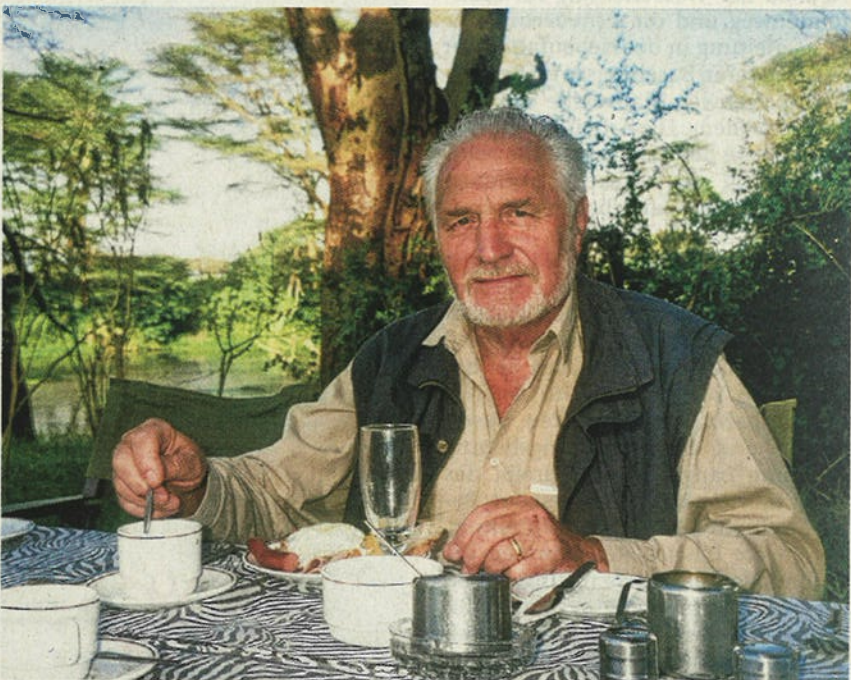
Diesen Bubentraum wollte er sich nach dem Studium an der Uni und am Tropeninstitut verwirklichen. Erst hatte er Afrika, dann Indien im Visier. Schliesslich ergab sich aber die Möglichkeit, in Papua-Neuguinea, das damals noch unter australischer Verwaltung stand, als Regierungsarzt zu arbeiten. Dieses Land mit Hunderten von Sprachen und Kulturen war ein Schwerpunkt seines Ethnologieprofessors Alfred Bühler. Zusammen mit seiner Frau und seinem ersten Sohn, der damals erst ein Jahr alt war, begab er sich 1961 auf dem Seeweg ans andere Ende der Welt.

Nach zwei Kurzeinsätzen im Hochland blieb er im Buschspital von Angoram, wo er für ein Einzugsgebiet von etwa 30'000 Menschen zuständig war. Die Einheimischen schätzten ihn, weil er auch deren traditionelle Heilkunde respektierte. Stets liess er die lokalen Medizinerinnen und «Rauch-Doktoren» mitarbeiten. In der Praxis mitten in einem Sumpfgebiet behandelte er unter prekären Bedingungen unter anderem Tuberkulosekranke. Zudem suchte er auf eigene Faust Dörfer auf, wo er auf die letzten Kopffäger oder den «lachenden Tod», die seltsame Kuru-Krankheit, traf: Da es bei einem der Volksstämme üblich war, das Fleisch der verstorbenen Angehörigen rituell zu verspeisen, griff diese Krankheit noch bis zum Verbot des Kannibalismus um sich.

«Der Doktor kommt»

Beim zweiten Neuguinea-Aufenthalt Ende der 1960er-Jahre zog es Werner Stöcklin zum Stamm der Abelam. Bekannt sind diese Leute wegen ihrer mächtigen Kulthäuser, von denen auch eines im Basler Museum der Kulturen zu sehen ist. Diese «farbenprächtigen steinzeitliche Kultur» faszinierte ihn schon immer. Er wurde bald als leidenschaftlicher Sammler für sich selber wie auch für Professor Bühler und das Basler Völkerkundemuseum bekannt. Wenn er mit dem Wagen unterwegs war, wussten die Einheimischen schon via Buschtelefon, dass der Doktor kommt, und strömten in Scharen herbei mit schönsten Artefakten und auch ganz alltäglichen Gebrauchsgegenständen.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz, wo sein vierter Sohn zur Welt kam, arbeitete Stöcklin zuerst als Oberarzt im Kinderspital Basel. Schliesslich konnte er 1973 seine Praxis in Riehen eröffnen. Die ersten zehn Franken Lohn klebte er zur Erinnerung in ein Album. Im Laufe der Jahre wurde seine Praxis zu einem sicheren Wert in Riehen und gleich-



Erholung in Kenia nach 28 Jahren Praxisarbeit in Riehen: Ab 2001 war Werner Stöcklin oft als reisender Maler unterwegs.

zeitig auch eigentümlicher: Zu den Masken gesellten sich im Laufe der Zeit allerlei Souvenirs und Geschenke. Einmal machte das Gerücht die Runde, der Arzt sammle Frösche und so kamen viele Patienten mit Gummimitieren angetanzt. Als Warteräumlektüre lag auch sein Buch «Toktok» (ein Pidgin-Wort für «Bericht») auf, um den Riehenern die fremde Welt Neuguineas näherzubringen.

«Er hatte eine einzigartige Art, mit Leuten umzugehen», meint Olinda Gorsy, die 28 Jahre lang bei ihm arbeitete. Stets sei er darum bemüht gewesen, die beliebte Schublade zu füllen. Lange Wartezeiten waren üblich bei ihm, denn gerne nahm er sich Zeit für seine Patienten. «Sogar morgens um vier machte er Hausbesuche», erinnert sich Gorsy. Mit dem neuen Abrechnungssystem für Hausärzte, bei dem jede Minute zählt, war er gar nicht mehr einverstanden, was sich mit der Auflösung der Praxis im Jahr 2001 erübrigte.

Im Ruhestand begab er sich auf Safaris in Kenia und malte viel. Neuguinea besuchte er 1979 noch ein letztes Mal, nachher aber nicht mehr, da es, wie er sich ausdrückte, einfach nicht mehr «sein» Neuguinea war. Im längst unabhängig gewordenen Land, wo inzwischen der Tourismus Einzug gehalten hat, waren viele seiner damaligen Freunde und «Doctorboys» nicht mehr am Leben. «Wir haben die letzten echten Steinzeitjahre erlebt», hielt er fest.

Das letzte Highlight

Mein Eindruck als Kind von Doktor Stöcklin als Mann, den kaum etwas niederreissen konnte, kam nicht von ungefähr. «Er war nie mehr als einen Tag lang krank», erinnert sich seine Tochter. Erst in den letzten Jahren seines Lebens hatte er es mit Herausforderungen zu tun, die ihn weit mehr forderten als alle erlebten Tropengefahren: Er kämpfte mit Parkinson und Maculadegeneration. Ich sah ihn zum letzten Mal, wie er im Roll-

stuhl 2011 in der Riehener Galerie Monfregola seine Gemälde präsentierte: Farbenfrohe und humorvolle Kunstwerke mit Tieren, Fasnächtlern und Szenen aus fernen Ländern liessen verschiedene Eindrücke aus seinem Leben nochmals Revue passieren. Es freute ihn sichtlich, dass er trotz des schwierigen Gesundheitszustandes an der Vernissage teilnehmen konnte: «Es war mein letztes Highlight», hielt er kurz vor seinem Tod in seinem Lebenslauf fest. Die Bilder weckten in mir Kindheitserinnerungen: Das hölzerne Krokodil, die unheimlichen Masken und die tröstliche Geschenkschublade hatte ich wieder vor Augen. Es sind sowohl seine grossen Arbeiten wie auch solche Details, welche dem ungewöhnlichen Mediziner, Forscher und Familienmenschen einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis Riehens sichern.



Im Innern des Kulthauses lauert der Yamsgott Gwalndu Puti: Die imposante Abelam-Kultur schlug sich auch in Stöcklins Gemälden nieder.

